

Heather Morris

# Das Mädchen aus dem Lager

Der lange Weg  
der Cecilia Klein

**ROMAN NACH EINER  
WAHREN GESCHICHTE**



**Weltbild**

Das Mädchen aus dem Lager

### Über die Autorin:

Heather Morris ist Drehbuchautorin und lebt in Australien. Ihr erstes Buch über Lala Sokolov, »Der Tätowierer von Auschwitz«, verkaufte sich weltweit über drei Millionen Mal. Durch Lale erfuhr Heather Morris von Cilka, die ihm einst das Leben rettete. In dem Wissen, dass sie nicht nur die Hölle von Auschwitz überlebt hatte, sondern auch zehn Jahre im Gulag, machte sich Heather Morris auf die Suche, um mehr über diese außergewöhnliche Frau herauszufinden.

Heather Morris

Das Mädchen  
aus dem Lager –  
Der lange Weg der  
Cecilia Klein

Roman einer wahren Geschichte

Aus dem Englischen von  
Elsbeth Ranke

**Weltbild**



Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg:

© Heather Morris 2019

Titel der englischen Originalausgabe: »Cilka's Journey«,

Zaffre, an imprint of Bonnier Books UK, London 2019

© der deutschsprachigen Ausgabe: Piper Verlag GmbH, München 2020

Covergestaltung: atelier seidel, teising

Covermotiv: iStockphoto / lolostock; AlenaPaulus

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5184-6

Einkaufen im Internet:

*www.weltbild.de*

*Meinen Enkeln Henry, Nathan,  
Jack, Rachel und Ashton.*

*Vergesst nie den Mut, die Liebe, die Hoffnung –  
ein Geschenk derer, die überlebt haben, und derer,  
die nicht überlebten.*

## Vorbemerkung der Autorin

Dieses Buch ist ein fiktives Werk auf Grundlage dessen, was ich aus erster Hand von Lale Sokolov, dem Tätowierer von Auschwitz, über Cecilia »Cilka« Klein erfahren habe, der er in Auschwitz-Birkenau begegnet ist; weitere Quellen waren andere Personen, die sie persönlich kannten, und meine eigene Recherche. Der Text verflicht Fakten und Berichte mit den Erfahrungen weiblicher Holocaustüberlebender und den Erlebnissen von Frauen, die am Ende des Zweiten Weltkriegs in das sowjetische Gulag-System verschleppt wurden; dennoch handelt es sich um einen Roman und nicht um eine Dokumentation über Cilkas Leben. Die verschiedenen Protagonisten sind teils von Menschen, die tatsächlich gelebt haben, inspiriert (manchmal stehen sie dabei für mehr als ein Individuum), teils vollständig erfunden. Zu diesen grauenhaften Abschnitten unserer Geschichte gibt es viele Tatsachenberichte, und ich ermutige jeden interessierten Leser, sich damit zu beschäftigen.

Mehr Informationen über Cecilia Klein und ihre Familie sowie zum Gulag entnehmen Sie bitte dem Anhang zu diesem Roman. Ich hoffe, dass über Cilka und die, die sie einst kannten, nach der Veröffentlichung dieses Buchs noch weitere Details ans Licht kommen.

*Heather Morris*, Oktober 2019

## Kapitel 1

KZ Auschwitz, 27. Januar 1945

Cilka starrt den Soldaten an, der vor ihr steht, ein Angehöriger der Infanterieeinheit, die ins Lager eingerückt ist. Er sagt etwas auf Russisch, dann auf Deutsch. Turmhoch überragt der Soldat das achtzehnjährige Mädchen. »*Du bist frei.*« Sie weiß nicht, ob sie diese Worte wirklich gehört hat. Die einzigen Russen, die sie bisher im Lager gesehen hat, waren ausgemergelte, halb verhungerte Kriegsgefangene.

Kann es wirklich sein, dass es Freiheit gibt? Kann dieser Albtraum vorüber sein?

Als sie nicht reagiert, beugt er sich herunter und legt ihr die Hände auf die Schultern. Sie fährt zusammen.

Schnell zieht er die Hände zurück. »Entschuldigung, ich wollte dich nicht erschrecken.« Er spricht weiter in stockendem Deutsch. Schüttelt den Kopf, offenbar kommt er zu dem Schluss, dass sie ihn nicht versteht. Mit einer weiten Handbewegung wiederholt er die Worte langsam. »Du bist frei. Du bist sicher. Wir sind die sowjetische Armee, und wir sind hier, um euch zu helfen.«

»Ich verstehe«, flüstert Cilka und zieht sich den Mantel enger um ihre schmale Gestalt.

»Verstehst du Russisch?«

Cilka nickt. Als Kind ist sie mit einem ostslawischen Dialekt in Berührung gekommen, dem Russinischen.

»Wie heißt du?«, fragt er sanft.

Cilka blickt auf in die Augen des Soldaten und sagt klar und deutlich: »Ich heiÙe Cecilia Klein, aber meine Freunde nennen mich Cilka.«

»Ein hübscher Name«, sagt er. Seltsam, einen Mann anzusehen, der nicht einer ihrer Peiniger ist und doch bei so guter Gesundheit. Seine hellen Augen, die runden Wangen, das blonde Haar, das unter seiner Mütze hervorsieht. »Woher kommst du, Cilka Klein?«

Die Erinnerung an ihr altes Leben ist verblasst, verschwommen. Irgendwann war es zu schmerzlich geworden, sich zu erinnern, dass es ihr früheres Leben mit ihrer Familie in Bardejov wirklich gegeben hat.

»Ich komme aus der Tschechoslowakei«, bringt sie mit brüchiger Stimme heraus.

## KZ Auschwitz-Birkenau, Februar 1945

Cilka sitzt in der Baracke, so nahe wie möglich an dem einzigen Ofen, der etwas Wärme abgibt. Sie weiß, dass sie bereits aufgefallen ist. Die anderen halbwegs gesunden Frauen, auch ihre Freundinnen, wurden schon vor Wochen von der SS in Kolonnen aus dem Lager getrieben. Die verbliebenen Häftlinge sind zu Skeletten abgemagert, krank oder Kinder. Und dann ist da noch Cilka. Sie sollten alle erschossen werden, aber in der Hast, selbst wegzukommen, überließen die Nazis sie ihrem Schicksal.

Außer den Soldaten sind jetzt noch andere Offizielle hier – Beamte der Spionageabwehr, hat Cilka gehört, aber sie weiß nicht so genau, was das bedeutet –, um eine Sach-

lage zu regeln, für die die gemeinen Soldaten nicht ausgebildet sind. Sie haben die Aufgabe, Recht und Ordnung durchzusetzen und vor allem jede mögliche Bedrohung vom Sowjetstaat abzuwenden. Daher, so haben ihr die Soldaten gesagt, befragen sie alle Gefangenen, um den jeweiligen Haftgrund zu bestimmen und zu klären, ob sie mit den Nazis kollaboriert haben. Die fliehende deutsche Wehrmacht gilt als Staatsfeind der Sowjetunion, und jeder, der irgendeine Verbindung zu ihr hat, ist per se ein Feind der Sowjets.

Ein Soldat betritt die Baracke. »Mitkommen«, sagt er und zeigt auf Cilka. Gleichzeitig packt eine Hand ihren rechten Arm und zieht sie auf die Beine. Mehrere Wochen sind vergangen, und sie hat viele Male mit angesehen, wie andere aus der Baracke zum Verhör gebracht wurden. Jetzt ist eben sie an der Reihe. Sie ist achtzehn Jahre alt, und sie kann nur hoffen, dass man ihre Lage versteht: Um zu überleben, hatte sie keine andere Wahl, als zu tun, was sie getan hat. Das oder den Tod. Sie kann nur hoffen, dass sie bald zurück darf in ihre Heimat, die Tschechoslowakei, dass es irgendwie vorwärtsgeht.

Als sie in das Gebäude geführt wird, das die Sowjets als Kommandozentrale nutzen, versucht Cilka, den vier Männern zuzulächeln, die am anderen Ende des Raums sitzen. Schließlich sind sie hier, um ihre Peiniger zu bestrafen, nicht sie. Es ist eine gute Zeit, es gibt nichts mehr zu verlieren. Ihr Lächeln wird nicht erwidert. Ihr fällt auf, dass die Uniformen sich leicht von denen der Soldaten draußen unterscheiden. Blaue Schulterstücke an den Jacken, und auf den Mützen, die vor ihnen auf dem Tisch liegen, ein Band im selben Blauton mit einem roten Streifen.

Schließlich lächelt ihr einer von ihnen doch zu und spricht sie in freundlichem Ton an.

»Sagen Sie uns bitte Ihren Namen.«

»Cecilia Klein.«

»Woher kommen Sie, Cecilia? Land und Stadt.«

»Ich komme aus Bardejov in der Tschechoslowakei.«

»Geburtstag?«

»17. März 1926.«

»Seit wann sind Sie hier?«

»Seit dem 23. April 1942, kurz nach meinem sechzehnten Geburtstag.«

Der Beamte stutzt, mustert sie.

»Das ist lange her.«

»Hier ist das eine Ewigkeit.«

»Was haben Sie seit April 1942 hier gemacht?«

»Überlebt.«

»Ja, aber wie haben Sie das angestellt?« Er legt den Kopf schief. »Sie sehen nicht ausgehungert aus.«

Cilka antwortet nicht, aber sie fährt sich mit der Hand ins Haar, das sie sich vor Wochen selbst abgeschnitten hat, als ihre Freundinnen weggebracht wurden.

»Haben Sie gearbeitet?«

»Meine Arbeit war, zu überleben.«

Die vier Männer wechseln Blicke. Einer von ihnen nimmt ein Blatt Papier und tut, als würde er es lesen, bevor er spricht.

»Wir haben hier einen Bericht über Sie, Cecilia Klein. Darin steht, dass Sie überlebt haben, indem Sie sich beim Feind prostituiert haben.«

Cilka bleibt stumm, schluckt, sieht von einem Mann zum

anderen, versucht zu erraten, was sie damit sagen wollen, was für eine Antwort sie von ihr erwarten.

Jetzt redet ein anderer. »Die Frage ist ganz einfach. Hast du die Nazis gefickt?«

»Sie waren meine Feinde. Ich war hier eine Gefangene.«

»Aber hast du die Nazis gefickt? Unseren Informationen nach, ja.«

»Wie viele andere hier musste ich alles tun, was die Befehlshaber von mir wollten.«

Der erste Beamte steht auf. »Cecilia Klein, wir verlegen Sie fürs Erste nach Krakau; dort wird über Ihr weiteres Schicksal entschieden.« Er sieht ihr nicht mehr in die Augen.

»Nein«, entfährt es Cilka, während sie aufsteht. Das kann nicht wahr sein. »Das können Sie mir nicht antun! Ich bin ein Häftling hier.«

Einer der Männer, der bisher geschwiegen hat, fragt ganz ruhig: »Sprechen Sie Deutsch?«

»Ja, ein bisschen. Ich bin seit drei Jahren hier.«

»Und wie wir hören, noch viele weitere Sprachen, dabei kommen Sie aus der Tschechoslowakei.«

Cilka widerspricht nicht, hebt die Augenbrauen, versteht nicht, was das zur Sache tut. Sprachen hat sie in der Schule gelernt, andere hat sie im Alltag aufgeschnappt.

Die vier Männer wechseln wieder Blicke.

»Dass Sie mehrere Sprachen sprechen, deutet darauf hin, dass Sie ein Spion sein könnten und alles von hier an jeden weitergeben, der dafür bezahlt. Das werden wir in Krakau prüfen.«

»Sie können sich auf eine Verurteilung zur Zwangsarbeit gefasst machen«, bemerkt der erste Beamte.

Cilka braucht einen Moment, bis sie reagiert, und schon packt sie der Soldat, der sie hergebracht hat, am Arm, zerrt sie davon, während sie ihre Unschuld hinausschreit.

»Ich musste das tun, ich wurde vergewaltigt! Nein! Bitte!«

Doch die Soldaten reagieren nicht; es ist, als hörten sie sie nicht. Sie wenden sich der Nächsten zu.

## Gefängnis Montelupich, Krakau, Juli 1945

Cilka hockt in der Ecke einer feuchten, stinkenden Zelle. Sie hat Mühe mitzuzählen, wie die Zeit vergeht. Tage, Wochen, Monate.

Sie spricht nicht mit den Frauen neben sich. Jede, die die Wärter beim Sprechen erwischen, wird hinausgeschafft und kommt mit blauen Flecken und zerrissenen Kleidern wieder. Still bleiben, klein bleiben, sagt sie sich, bis du weißt, was hier los ist und was man sagen und machen muss. Sie hat einen Streifen von ihrem Kleid abgerissen und ihn sich über Mund und Nase gebunden, um den Gestank von menschlichen Ausdünstungen, Kot und Verwesung zu lindern.

Eines Tages holen sie sie aus der Zelle. Sie ist so schwach vor Hunger und erschöpft von der ständigen Wachsamkeit, dass ihr die Gestalten der Wärter und die Mauern und Böden schwerelos vorkommen wie in einem Traum. Sie steht hinter anderen Gefangenen in einem Korridor Schlange, langsam geht es auf eine Tür zu. Kurz kann sie sich an eine warme, trockene Mauer lehnen. Sie heizen die Korridore für die Wärter, nicht aber die Zellen. Und obwohl

es draußen jetzt warm sein muss, scheint das Gefängnis die Kälte der Nacht aufzusaugen und den ganzen Tag über nicht loszulassen.

Als Cilka an der Reihe ist, betritt sie einen Raum, in dem hinter einem Tisch ein Beamter sitzt; sein Gesicht wird von einer einzelnen Lampe grünlich beleuchtet. Die Posten an der Tür bedeuten ihr, vor den Tisch zu treten.

Der Beamte blickt auf sein Blatt Papier.

»Cecilia Klein?«

Sie blickt sich um. Sie ist mit den drei stämmigen Männern allein im Raum. »Ja?«

Wieder blickt er nach unten und liest von seinem Schriftstück vor. »Sie werden wegen Zusammenarbeit mit dem Feind verurteilt, als Prostituierte und außerdem als Spionin. Ihre Strafe lautet auf fünfzehn Jahre Zwangsarbeit.« Er unterschreibt den Bogen. »Unterschreiben Sie hier, dass Sie verstanden haben.«

Cilka hat jedes Wort verstanden. Er hat deutsch gesprochen, nicht russisch. Ist das etwa ein Trick, fragt sie sich. Sie spürt die Blicke der Männer an der Tür. Sie weiß, dass sie etwas tun muss. Offenbar bleibt ihr nichts anderes übrig, als das Einzige zu tun, was sie tun kann.

Er dreht das Blatt Papier um und zeigt auf eine gepunktete Linie. Darüber ist etwas in kyrillischen Buchstaben geschrieben. Wieder einmal steht sie vor derselben Alternative wie schon so oft in ihrem jungen Leben: entweder der schmale Pfad, der sich vor ihr öffnet, oder der Tod.

Der Beamte reicht ihr den Stift, dann sieht er gelangweilt zur Tür in Erwartung des Nächsten in der Schlange – er tut nur seine Arbeit.

Mit zitternden Fingern unterschreibt Cilka das Papier.

Erst als sie aus dem Gefängnis gebracht und auf einen Laster gestoßen wird, merkt sie, dass der Winter vorbei ist, der Frühling nie existiert hat, dass Sommer ist. Zwar ist die Wärme Balsam für ihren durchgefrorenen, ihren immer noch lebendigen Körper, doch das helle Licht tut ihr in den Augen weh. Noch bevor sie Gelegenheit hat, sich auf all das einzustellen, hält der Laster mit einem Ruck. Da, vor ihr, steht wieder ein Zug – ein rot angestrichener Viehwaggon.

## Kapitel 2

Ein Zug ins Arbeitslager  
WorkutLag, Sibirien, 160 Kilometer  
nördlich des Polarkreises, Juli 1945

Der Boden des Waggons ist mit Stroh ausgelegt, und jede Gefangene versucht, sich einen kleinen Fleck zum Sitzen zu sichern. Ältere Frauen jammern, Babys wimmern. Die Geräusche leidender Frauen – eigentlich hatte Cilka gehofft, sie müsste das nie wieder hören. Vier Stunden lang steht der Zug im Bahnhof, die Hitze macht den Raum zu einem Backofen. Der gemeinsame Wassereimer ist bald geleert. Die Schreie der Babys werden kläglich und trocken; die alten Frauen wiegen sich nur noch in Trance. Cilka hat sich an einer Wand niedergelassen und genießt den spärlichen Luftzug, der durch die schmalen Ritzen dringt. Von der Seite lehnt sich eine Frau an sie, und gegen ihre aufgestellten Knie drückt ein Rücken. Sie wehrt sich nicht. Wozu kämpfen um Platz, den es nicht gibt.

Cilka kann durch die Ritzen erkennen, dass es dunkel ist, als der Zug seine ersten ruckenden Bewegungen macht; die Maschinen haben Mühe, die lange Wagenreihe von Krakau wegzuschleppen, weg, so scheint es, von jeder Hoffnung, je wieder nach Hause zu kommen.

Nur einen Moment der Hoffnung hatte sie sich gegönnt, als sie *dort* in dieser Baracke saß und wartete. Wie hatte sie das wagen können. Bestrafung ist ihr Schicksal. Vielleicht

verdient sie sie ja. Aber als der Zug Fahrt aufnimmt, schwört sie sich, dass sie niemals wieder an einem Ort wie Block 25 enden wird.

Es muss andere Möglichkeiten geben zu überleben, als Zeuge von so viel Tod zu werden.

Wird sie je erfahren, ob die Freundinnen, die zum Marsch aus dem Lager getrieben wurden, es in die Sicherheit geschafft haben? Sie müssen. Einen anderen Gedanken kann sie nicht ertragen.

Als das regelmäßige Rattern des Zugs die Kinder und Babys in den Schlaf gewiegt hat, dringt durch die Stille der Aufschrei einer jungen Mutter, die ein abgezehrttes Kind im Arm hält. Das Kind ist tot.

Cilka fragt sich, was die anderen Frauen getan haben, um hier zu enden. Sind sie auch Juden? Die meisten Frauen im Gefängnis waren keine, wie sie aus verschiedenen Gesprächsbrocken geschlossen hat. Sie fragt sich, wohin sie fahren. Wie durch ein Wunder nickt sie ein.

Der Zug bremst so plötzlich, dass die Insassen durcheinanderpurzeln. Köpfe schlagen an, Glieder werden gezerrt, die Leute schreien vor Schmerz. Cilka fängt sich ab, indem sie sich an der Frau festhält, die sich die ganze Nacht an sie gelehnt hat.

»Wir sind da«, sagt jemand. Aber wo ist »da«?

Weiter vorn am Zug hört Cilka das Rattern von Toren, aber sie hat das Gefühl, dass niemand aussteigt. Mit Schwung schiebt jemand ihr Wagentor auf. Wieder wird Cilka von hellem Sonnenlicht geblendet.

Draußen stehen zwei Männer. Einer reicht einen Eimer Wasser in ausgestreckte Hände. Der zweite Soldat wirft

mehrere Brote herein, dann kracht das Tor wieder zu. Erneut sitzen sie im Halbdunkel. Ein Handgemenge, weil die Frauen sich um die Brote balgen. Für Cilka eine allzu bekannte Szene. Die Schreie werden lauter, bis endlich eine ältere Frau aufsteht, die Hände hebt, nichts sagt; aber auch im Halbdunkel füllt sie den Raum mit ihrer Kraft. Alle verstummen.

»Wir teilen«, sagt sie; in ihrer Stimme liegt Autorität. »Wie viele Laibe haben wir?« Fünf Hände gehen hoch und zeigen, wie viele Brote sie haben.

»Gebt zuerst den Kindern, und den Rest teilen wir. Wenn eine nichts abbekommt, ist sie nächstes Mal die Erste. Einverstanden?« Die Frauen mit dem Brot reißen kleine Stücke ab und reichen sie den Müttern. Cilka geht leer aus. Sie ist aufgewühlt. Sie weiß nicht, ob es die beste Idee ist, das Essen den Kindern zu geben, falls der Ort, an den sie fahren, so ist wie der, an dem sie war. Die reine Verschwendung. Sie weiß, dass es ein furchtbarer Gedanke ist.

Mehrere Stunden lang steht der Zug still. Die Frauen und Kinder verstummen wieder.

Diesmal zerreißt der Schrei eines Mädchens die Stille. Als ihre Nachbarinnen sie beruhigen und versuchen herauszufinden, was los ist, reckt sie schluchzend eine blutige Hand hoch. Cilka sieht sie im flimmernden Licht, das durch die Ritzen dringt.

»Ich sterbe.«

Die Frau direkt neben ihr sieht auf das Blut, das ihr Kleid befleckt.

»Sie hat ihre Regel«, sagt sie. »Alles in Ordnung, sie stirbt nicht.« Das Mädchen schluchzt weiter.

Das Mädchen an Cilkas Beinen – es ist etwas jünger und trägt ein ähnliches Kleid – richtet sich auf und ruft: »Wie heißt du?«

»Ana«, wimmert das Mädchen.

»Ana, ich bin Józia. Wir kümmern uns um dich«, sagt sie und blickt sich im Waggon um. »Oder?«

Die anderen nicken murmelnd.

Eine der Frauen nimmt das Gesicht des Mädchens zwischen die Hände und hält es vor ihres.

»Hattest du noch nie deine Regel?«

Das Mädchen schüttelt den Kopf. Die ältere Frau zieht sie zu sich an die Brust, wiegt sie, beruhigt sie. Cilka spürt eine merkwürdige Sehnsucht.

»Du stirbst nicht; du wirst eine Frau.«

Ein paar Frauen reißen schon Stoffstreifen vom Saum ihrer Kleider und reichen sie der Helferin.

Der Zug rumpelt vorwärts, Józia rutscht auf den Boden. Ihr entfährt ein kleines Kichern. Unwillkürlich kichert Cilka mit. Ihre Blicke kreuzen sich. Józia sieht ein bisschen aus wie ihre Freundin Gita. Dunkle Brauen und Wimpern, ein kleiner, hübscher Mund.

Viele Stunden später hält der Zug wieder. Wasser wird unsanft hereingeschoben, und Brot kommt angefliegen. Diesmal wird beim Halt genauer kontrolliert, und die junge Mutter muss ihr totes Baby an die Soldaten abgeben. Man muss sie mit Gewalt im Waggon zurückhalten, damit sie nicht ihrem Kind hinterherstürzt. Als sich das Tor krachend schließt, verstummt sie; die anderen helfen ihr in eine Ecke, wo sie sich ihrer Trauer überlässt.

Cilka sieht, wie genau das Mädchen, das an ihren Knien lehnt, seit sie den Zug bestiegen haben, das alles beobachtet,

die Hand vor dem Mund. »Józia, richtig?«, fragt sie. Sie spricht Polnisch, die Sprache, die sie sie hat reden hören.

»Ja.« Langsam dreht Józia sich um, sodass sie Knie an Knie sitzen.

»Ich bin Cilka.«

Ihr Gespräch scheint Frauen um sie herum zu ermutigen. Cilka hört auch andere ihre Nachbarinnen nach dem Namen fragen, und bald wird überall im Waggon leise geflüstert. Sprachen werden identifiziert, Plätze getauscht, damit Landsleute nebeneinandersitzen können. Die Frauen erzählen sich gegenseitig ihre Geschichten. Einer Frau wurde vorgeworfen, sie habe mit den Deutschen kollaboriert, indem sie ihnen in ihrer polnischen Bäckerei Brot verkaufte. Eine andere wurde verhaftet, weil sie deutsche Propaganda übersetzte. Wieder eine andere wurde von den Nazis festgenommen, und da sie mit ihnen gemeinsam in Gefangenschaft geriet, wurde sie der Spionage für sie bezichtigt. Es ist unglaublich, aber es gibt lautes Gelächter – und Tränen –, während jede Frau zum Besten gibt, wie sie in diese missliche Lage geraten ist. Einige Frauen bestätigen, dass der Zug auf dem Weg zu einem Arbeitslager ist, aber wo es liegt, wissen sie nicht.

Józia erzählt Cilka, dass sie aus Krakau kommt und sechzehn Jahre alt ist. Cilka öffnet den Mund, um von sich zu berichten, aber ehe sie dazu kommt, erklärt eine Frau in der Nähe lautstark: »Ich weiß, warum sie hier ist.«

»Lass sie in Ruhe«, mahnt die kräftige ältere Frau, die dafür gesorgt hatte, dass das Brot geteilt wurde.

»Aber ich habe sie gesehen, im Pelzmantel mitten im Winter, während wir am Erfrieren waren.«

Cilka schweigt. Im Nacken spürt sie ein Brennen. Sie hebt den Kopf und sieht der Frau gerade in die Augen. Die Frau hält ihrem Blick nicht stand. Sie kommt ihr vage bekannt vor. War sie nicht auch eine der Langzeithäftlinge in Birkenau? Hatte sie nicht einen warmen, bequemen Arbeitsplatz im Verwaltungsgebäude?

»Und du, wenn du ihr Vorwürfe machst«, sagt die ältere Frau, »was bringt dich denn in diesen luxuriösen Zug auf Urlaubsfahrt?«

»Nichts, ich habe nichts getan«, grummelt die Frau leise.

»Wir haben alle nichts getan«, erklärt Józia zur Verteidigung ihrer neuen Freundin.

Mit zusammengebissenen Zähnen wendet sich Cilka von der Frau ab.

Sie spürt Józias freundlichen, tröstenden Blick auf ihrem Gesicht und wirft ihr ein schwaches Lächeln zu, bevor sie den Kopf zur Wand dreht. Sie schließt die Augen und versucht, die plötzliche Erinnerung an Schwarzhuber abzublocken – den Schutzhaftlagerführer in Birkenau –, wie er in diesem kleinen Raum über ihr steht, sich den Gürtel aufschnallt, und hinter der Wand das Weinen von Frauen.

Beim nächsten Halt des Zuges bekommt Cilka ihre Ration Brot. Instinktiv isst sie nur die Hälfte davon und steckt sich den Rest in den Ausschnitt. Sie blickt sich um, fürchtet, jemand könnte es gesehen haben und versuchen, es ihr wegzunehmen. Wieder wendet sie das Gesicht der Wand zu, schließt die Augen.

Irgendwie schläft sie.

Als sie wieder wach wird, erschrickt sie, so nahe beugt sich Józia über sie. Józia streckt die Hand aus und berührt Cilkas

kurz geschorene Haare. Cilka versucht, dem Reflex zu widerstehen, sie wegzuschieben.

»Ich mag deine Haare«, sagt die traurige, müde Stimme.

Entspannter reckt auch Cilka die Hand und fährt der Jüngeren über die Haarstopfeln.

»Ich mag deine auch.«

Cilka ist im Gefängnis frisch geschoren und entlaust worden. Für sie ist das eine vertraute Prozedur, denn sie hatte es *dort* so oft bei Gefangenen mitbekommen, aber für Józia dürfte sie wohl neu sein.

Um nur irgendwie das Thema zu wechseln, fragt sie: »Bist du mit jemandem zusammen hier?«

»Mit meiner Großmutter.«

Cilka folgt Józias Blick zu der älteren Frau, die sich vorhin zu Wort gemeldet hat und immer noch einen Arm um Ana, das junge Mädchen, gelegt hat. Sie beobachtet sie beide genau. Kurz nicken sie einander zu.

»Vielleicht willst du näher zu ihr rücken«, sagt Cilka.

Dort, wo sie hinfahren, könnte es sein, dass die ältere Frau nicht lange durchhält.

»Sollte ich wohl. Vielleicht hat sie Angst.«

»Stimmt. Ich habe auch Angst«, sagt Cilka.

»Wirklich? Du wirkst gar nicht ängstlich.«

»Bin ich aber. Wenn du wieder reden willst, ich bin hier.«

Józia steigt vorsichtig über und um die anderen Frauen herum, die zwischen Cilka und ihrer Großmutter hocken. Cilka späht weiter durch die Lichtschlitze in der Wagenwand. Ein kleines Lächeln huscht ihr über das Gesicht, als sie sieht und spürt, wie die Frauen zur Seite rücken, um ihrer neuen Freundin Platz zu machen.

»Neun Tage, glaube ich. Ich zähle mit. Wie lange noch?«, murmelt Józia vor sich hin.

Im Waggon ist jetzt etwas mehr Platz. Cilka hat mitgezählt, wie viele gestorben sind, weil sie krank waren, verhungert oder verwundet von ihren früheren Verhören, wie viele Leichen hinausgetragen wurden, wenn der Zug für Brot und Wasser hielt. Elf Erwachsene, vier Kinder. Manchmal wird etwas Obst hereingeworfen mit dem trockenen Brot, das die Mütter ihren Kindern im eigenen Mund aufweichen.

Józia hat sich neben Cilka zusammengerollt, ihr Kopf liegt auf Cilkas Schoß. Sie schläft unruhig. Cilka ahnt, was für Bilder ihr durch den Kopf jagen. Vor ein paar Tagen ist ihre Großmutter gestorben. Sie hatte so stark und mutig gewirkt, aber dann hatte sie zu husten angefangen. Es wurde immer schlimmer, irgendwann zitterte sie, schließlich verweigerte sie ihre Essensration. Und dann hörte sie auf zu husten.

Cilka sah Józia stumm am Wagentor stehen, als der Leichnam ihrer Großmutter grob zu den wartenden Posten hinuntergestoßen wurde. Es tat Cilka so weh, dass sie sich krümmte, keine Luft mehr bekam. Aber es kam kein Laut – und keine Tränen.

Auschwitz, 1942

*Hunderte Mädchen werden an einem heißen Sommertag von Auschwitz nach Birkenau getrieben. Vier Kilometer. Ein langsamer, qualvoller Marsch für viele, die schlecht sitzende Stiefel tragen oder, schlimmer noch, gar keine Schuhe. Als sie durch*

*das hoch aufragende Backsteintor treten, sehen sie Bauarbeiten für Baracken. Die Männer, die dort arbeiten, halten inne und starren die Neuankömmlinge entsetzt an. Cilka und ihre Schwester Magda sind seit etwa drei Monaten in Auschwitz, wo sie gemeinsam mit anderen slowakischen Mädchen arbeiten.*

*Von der großen Lagerstraße biegen sie in eine eingezäunte Zone ein, in der mehrere Baracken fertiggestellt, andere noch im Bau sind. Sie müssen anhalten und in der sengenden Sonne Schlange stehen; es kommt ihnen wie Stunden vor.*

*Von hinten hören sie Bewegung. Cilka blickt über die Schulter zum Eingang des Frauenlagers und sieht einen hochrangigen SS-Mann mit Gefolge an den Reihen von Mädchen entlanggehen. Die meisten Mädchen halten den Kopf gesenkt. Nicht so Cilka. Sie will sehen, wer sich so vor einer Gruppe unbewaffneter, wehrloser Mädchen schützen muss.*

*»Obersturmführer Schwarzhuber«, grüßt einer der Wachleute. »Sie überwachen heute die Selektion?«*

*»Ja.«*

*Der SS-Mann schreitet weiter die Schlange von Mädchen und Frauen ab. Vor Cilka und Magda bleibt er kurz stehen. Als er am Ende der Reihe angekommen ist, dreht er sich um und kommt zurück. Diesmal kann er die gesenkten Gesichter sehen. Hin und wieder hebt er mit seinem Schlagstock das Kinn eines Mädchens an.*

*Er kommt näher. Bleibt vor Cilka stehen, Magda ist hinter ihr. Er bewegt den Stock. Cilka kommt ihm zuvor und hebt das Kinn, sieht ihm direkt ins Gesicht. Wenn sie ihn auf sich aufmerksam macht, wird er ihre Schwester übersehen. Er greift nach ihrem linken Arm, studiert wohl die verblasste Nummer*

*auf ihrer Haut. Cilka hört Magda hinter sich schwer atmen. Schwarzhuber lässt ihren Arm fallen, geht wieder an den Anfang der Schlange, und Cilka hört ihn mit dem SS-Mann neben ihm reden.*

*Wieder wurden sie sortiert. Links, rechts; klopfende Herzen, vor Angst verkrampfte Körper. Cilka und Magda wurden erwählt, noch einen Tag weiterzuleben. Jetzt stehen sie Schlange, um noch einmal schmerzhaft gezeichnet zu werden – ihre Tätowierungen werden nachgefärbt, damit sie nie mehr verblassen. Sie stehen nahe beieinander, berühren sich aber nicht, obwohl sie nichts lieber tun würden, als einander beizustehen. Sie flüstern nur – Worte des Trosts, der Ungewissheit.*

*Cilka zählt, wie viele Mädchen vor ihr stehen. Fünf. Bald ist sie an der Reihe, dann Magda. Wieder wird sie jemandem ihren linken Arm hinhalten, der die undeutlichen blauen Zahlen in ihre Haut stechen wird. Ihre erste Markierung bekam sie vor drei Monaten bei ihrer Ankunft in Auschwitz, und jetzt wieder nach ihrer erneuten Selektion für das neue Lager, Auschwitz II – Birkenau. Sie erschauert. Es ist Sommer, die Sonne brennt auf sie herab. Sie hat Angst vor dem Schmerz, der ihr bevorsteht. Beim ersten Mal hatte sie vor Entsetzen aufgeschrien. Diesmal nimmt sie sich fest vor zu schweigen. Zwar ist sie immer noch erst sechzehn, aber sie kann sich nicht länger wie ein Kind benehmen.*

*An den anderen Mädchen in der Schlange vorbei späht sie zum Tätowierer. Er sieht dem Mädchen, dessen Arm er hält, in die Augen. Sie sieht ihn einen Finger auf die Lippen legen, schsch. Er lächelt ihr zu. Er sieht zu Boden, als das Mädchen weitergeht, dann blickt er auf und sieht ihm nach. Er nimmt*

den Arm des nächsten Mädchens in der Reihe und sieht nicht mehr, wie das vorige Mädchen sich nach ihm umdreht.

Vier. Drei. Zwei. Eine. Jetzt ist sie an der Reihe. Kurz sieht sie aufmunternd zu Magda hinter sich, dann tritt sie vor. Sie steht vor dem Tätowierer, mit hängenden Armen. Ergreift vorsichtig nach ihrem linken Arm und hebt ihn an. Zu ihrer eigenen Verwunderung zieht sie ihn zurück, fast unbewusst, sodass er sie ansehen, ihr in die Augen blicken muss, in denen, sie weiß es, die Angst steht, die Abscheu davor, schon wieder verunstaltet zu werden.

»Es tut mir leid. Es tut mir so leid«, flüstert er ihr freundlich zu. »Bitte, gib mir deinen Arm.«

Sekunden vergehen. Er versucht nicht, sie anzufassen. Sie hebt den Arm und hält ihn ihm hin.

»Danke«, sagt er lautlos. »Es geht ganz schnell.«

Während ihr das Blut über den Arm tropft – allerdings weniger als letztes Mal –, flüstert Cilka: »Sei vorsichtig bei meiner Schwester«, bevor sie so langsam wie möglich weitergeht, damit Magda gleich aufholen kann. Neugierig hält sie nach dem Mädchen Ausschau, das vor ihr dran war. Sie blickt sich nach dem Tätowierer um. Er hat ihr nicht nachgesehen. Sie sieht das Mädchen, das fünf Plätze vor ihr gewesen war, vor Block 29 stehen und tritt zu ihm und den anderen, die auf ihre Einweisung in ihre »Wohnung« warten. Sie mustert das Mädchen. Selbst mit dem geschorenen Schädel und dem plumpen Kleid, das alles verbirgt, was sie vielleicht an Kurven hat oder einmal hatte, ist sie hübsch. Ihre großen, dunklen Augen zeigen nichts von der Verzweiflung, die Cilka schon so oft gesehen hat. Sie will dieses Mädchen kennenlernen, das den Tätowierer dazu gebracht hat, ihm nachzusehen. Bald kommt Magda nach, sie wimmert un-

*ter dem Schmerz der Tätowierung. Im Moment kann kein Wachmann sie sehen, und Cilka umklammert die Hand ihrer Schwester.*

*Als die Mädchen in Block 29 an diesem Abend ein bisschen Platz auf einer Pritsche finden, die sie mit mehreren anderen teilen müssen, und einander vorsichtig fragen, woher sie kommen, erfährt Cilka, dass das Mädchen Gita heißt. Sie kommt aus einem Dorf in der Slowakei, gar nicht sehr weit entfernt von Cilkas und Magdas Heimatstadt Bardejov. Gita stellt Cilka und Magda ihren Freundinnen Dana und Iwanka vor.*

*Am nächsten Tag nach dem Appell werden die Mädchen an ihre Arbeitsplätze geschickt. Cilka kommt nicht wie die anderen zur Arbeit ins Kanada, wo sie die Habseligkeiten, den Schmuck und die Erbstücke sortieren, die die Gefangenen nach Auschwitz mitbringen, und sie für den Versand nach Deutschland fertig machen. Aufgrund einer Sonderanweisung soll sie sich im Verwaltungsgebäude melden, wo sie arbeiten wird.*

## Kapitel 3

### WorkutLag, Sibirien

Es wird kälter. Nicht auf einen Schlag, eher nach und nach; sie spüren es in der Nacht, plötzlich merken Cilka und die anderen, dass sie sich eng aneinanderkuscheln. Sie tragen alle Sommerkleidung. Cilka weiß nicht, welcher Monat es ist, sie vermutet, August oder September, und sie weiß nicht, wohin sie fahren; allerdings wird bei den Halten russisch gesprochen.

Ein Tag geht in den anderen über. Krankheiten machen sich im Waggon breit. Schreckliche Hustenanfälle rauben den Frauen die wenige Energie, die sie noch haben. Die Wortwechsel werden seltener und kürzer. Bei den letzten paar Halten hatten Männer aus Mitleid mit der Ladung ihre eigenen *Kalsony*, wie sie sie nannten, ausgezogen und zu ihnen hineingeworfen. Cilka und Józia hatten diese weiten, noch warmen Unterhosen über ihre frierenden Beine gezogen und den Männern dankbar zugewinkt.

Drei Tage nach dem letzten Halt kommt der Zug quiet-schend zum Stehen, und die schweren Tore werden aufgeschoben. Vor ihnen liegt eine weite, leere Landschaft aus Morast und gelbgrünem Gras.

Diesmal werden sie nicht nur von einem oder zwei Posten begrüßt. Über die ganze Länge des Zuges verteilen sich Dutzende Uniformierte mit Gewehren.

»*Na wychod!*«, rufen sie. *Aussteigen!*

Während sich die Frauen auf die Füße rappeln und viele von ihnen zusammensacken, weil ihre Beine sie nicht mehr tragen, brüllen sie immer weiter.

Cilka und Józia treten zum ersten Mal seit Wochen nach draußen und stellen sich zu den anderen. Sie haken zwei ältere Frauen unter, die kaum stehen können. Keiner muss ihnen sagen, was sie tun sollen; vorn bildet sich eine Schlange, sie wissen, wohin es geht. In der Ferne sehen sie ein paar karge Gebäude über die weite, flache Ebene verteilt. Wieder ein Lager, denkt Cilka, umgeben vom Nichts. Doch der Himmel hier ist anders – ein unglaublich weites Graublau. Sie trotten mit den anderen vorwärts in Richtung der Bauten. Cilka versucht, die Waggons zu zählen, manche spucken Männer aus, manche Frauen und Kinder; Menschen jeden Alters in verschiedenen Stadien von Krankheit und Elend. Manche waren von Anfang an im Zug, andere sind unterwegs dazugekommen.

Für Cilka steht die Zeit still, als sie sich an einen früheren Marsch erinnert, den Marsch *dorthin*. Die Kolonne damals führte in ein Leben ohne ein bestimmtes Ende. Diesmal kennt sie das Ende der Frist, falls sie so lange überleben sollte. Fünfzehn Jahre. Wird die Arbeit erträglicher, wenn man ein Ende kennt? Kann man überhaupt an ein Ende glauben?

Kurz darauf steht Cilka vor einer korpulenten Frau in einer dicken kakifarbenen Uniform. Ihre eigene Kleidung ist für dieses Wetter immer noch zu dünn. Sie müssen weit im Norden sein. Sie spürt kaum ihre Hände und Füße.

»*Imja, familija?*«, bellt die Frau Cilka an und prüft eine Liste auf einer einfachen Schreibunterlage. *Vorname, Nachname.*

»Cecilia Klein.«

Als ihr Name abgehakt ist, betritt Cilka mit den anderen einen breiten Betonbunker. Sofort geht ihr Blick an die Decke und sucht nach unheilvollen Duschköpfen. Wasser oder Gas? Die Erleichterung, nichts Bedrohliches zu sehen, macht ihr die Knie weich; sie muss sich an Józia festhalten.

»Alles in Ordnung?«, fragt Józia.

»Ja, ja, schon gut. Ich dachte, wir müssten vielleicht duschen.«

»Ich würde gern duschen – genau das bräuchten wir.«

Cilka zwingt sich zu einem Lächeln. Zwecklos zu erklären, was sie befürchtet hatte. Angesichts der Verblüffung auf den Gesichtern rundum ahnt sie, dass wohl erst wenige von ihnen schon etwas Ähnliches durchgemacht haben. Nur Überlebende von *dort* oder aus anderen Lagern tragen die Last des Wissens darüber, was ihnen womöglich allen bevorsteht.

Während sich der Raum füllt, treten mehrere männliche Wachen ein. »Ausziehen. Sofort.«

Frauen sehen sich hilflos um. In verschiedenen Sprachen wird geflüstert, und erst als mehrere langsam anfangen, ihre Kleider abzulegen, begreifen sie.

Cilka raunt Józia zu: »Du musst dich ausziehen.«

»Nein, Cilka. Das kann ich nicht, nicht vor Männern.«

Offenbar hat Józia im Gefängnis nur den Kopf rasiert bekommen und nicht den ganzen Rest. Cilka weiß, dass gleich sämtliche Haare an ihren Körpern geschoren werden.

»Hör zu. Du musst tun, was sie dir sagen.«

Cilka fängt an, die Knöpfe an Józias Kleid aufzuknöpfen. Józia schiebt verunsichert ihre Hand weg, blickt sich nach

den anderen Frauen um, die zum Teil noch angezogen sind, zum Teil bereits nackt. Die meisten halten sich die Hände vor die Scham und über die Brüste. Langsam fängt Józia an, sich auszuziehen.

»Beeil dich«, sagt Cilka. »Lass deine Kleider einfach fallen.«

Cilka sieht auf zu den Männern an den Türen, die Kommandos brüllen. Bei ihrem Grinsen und Lästern wird ihr übel. Sie sieht auf das Häufchen Kleider zu ihren Füßen. Sie weiß, dass sie die Sachen nicht wiedersehen wird.

Die Männer an den Türen verschwinden, als vier andere Wachleute hereintreten, jeder mit einem dicken Schlauch in der Hand. Der enorme Druck des eiskalten Wasserstrahls trifft die Frauen mit voller Wucht, unter Heulen und Schreien werden sie niedergerissen, zu Haufen zusammengetrieben. Als der Chlorgeruch überhandnimmt, wird aus dem Geschrei ein Würgen und Husten.

Cilka wird an eine rissige Fliesenwand geschmettert, an der sie sich den Arm aufschürft, während sie zu Boden geht. Sie sieht, wie die Wachleute genüsslich auf ältere, gebrechliche Frauen zielen, die sich ihnen fest entgegenzustemmen versuchen. Alle verlieren den Kampf. Cilka rollt sich wie ein Baby zusammen und bleibt in dieser Haltung, bis das Wasser abgestellt wird und die Wachen lachend abziehen.

Als die Frauen sich hochrappeln und zur Tür schlurfen, greifen manche nach einem tropfnassen Kleidungsstück, um sich zu bedecken. Beim Ausgang erhält jede ein dünnes graues Tuch, in das sie sich einwickelt. Barfuß auf dem kie-

sigen, kalten Boden gehen sie zum nächsten Betongebäude, das genauso aussieht wie das vorige.

Cilka sieht Józia vor sich und holt sie schnell ein.

»Geben sie uns jetzt neue Kleider?«, fragt Józia.

Sie wirkt abgespannt, zutiefst niedergeschlagen. Dabei wird es noch viel schlimmer kommen, denkt Cilka. Vielleicht kann sie sie für den Moment aufmuntern.

»Ich hoffe – Grau steht mir nicht besonders.« Cilka freut sich, als Józia den Mund zu einem kurzen Grinsen verzieht.

Grob werden sie in vier Reihen gedrängt; von innen dringt Protestgeschrei zu den Wartenden. Mehrere Frauen brechen schockiert aus der Reihe aus – sie werden zur Zielscheibe für die Wachen mit ihren Gewehren. Zwar schießen sie daneben, aber die Hast, in der die Frauen mit einem Satz in die Reihe zurückspringen, ist für die Uniformierten beste Unterhaltung.

Cilka spürt Józia neben sich zittern.

Als Cilka und Józia das Gebäude betreten, sehen sie, was mit den Frauen vor ihnen geschieht. Vier Männer stehen hinter vier Stühlen. Daneben mehrere kräftige Frauen, ebenfalls in kakifarbenen Uniformen.

Jetzt tritt die Frau vor ihr vor und muss sich auf einen Stuhl setzen. Die Haare der Frau werden grob zusammengegrafft und mit einer großen Schere auf einmal abgeschnitten. Ohne Zeit zu verlieren, greift der Mann statt zur Schere jetzt zum Rasierer und schabt der Frau damit über den Schädel. Blut tropft ihr über Gesicht und Rücken. Eine der Frauen neben ihr wird auf die Füße gezerrt, muss sich umdrehen und einen Fuß auf den Stuhl stellen. Entsetzt sehen Józia und Cilka mit an, wie der Mann ihr ohne

erkennbare Emotion und besondere Vorsicht die Scham rasiert. Als er zum Zeichen, dass er fertig ist, den Kopf hebt, schiebt die Wachfrau die Gefangene weg und winkt Józia heran.

Cilka wechselt schnell in die Nachbarschlange, damit sie als Nächste rasiert wird. So kann sie während dieser Demütigung wenigstens neben Józia stehen; sie selbst hat das alles schon mitgemacht. Gemeinsam gehen sie zu den Stühlen. Ohne Anweisung setzen sie sich. Cilka schaut so viel wie möglich zu Józia, steht ihr wortlos bei; es tut ihr in der Seele weh, die Tränen über ihre Wangen laufen zu sehen. Sie weiß, dass das junge Mädchen zum ersten Mal einer so brutalen Behandlung ausgesetzt ist.

Als die Köpfe geschoren sind, steht Józia zu langsam auf, und eine der Wachfrauen klatscht ihr mit dem Handrücken ins Gesicht, während sie auf die Füße gezerrt wird. Cilka stellt den Fuß auf den Stuhl und blickt dem Mann vor ihr in die Augen. Er reagiert mit einem dünnen, zahnlosen Lächeln, und sie weiß, dass sie einen Fehler gemacht hat.

Als Cilka und Józia weitergehen, bedeckt nur mit ihrem grauen Tuch, rinnt Cilka Blut über den Schenkel – ihre Strafe dafür, dass sie gewagt hat, tapfer zu sein. Józia muss sich übergeben; doch es kommen unter großem Würgen nur Galle und eine wässrige Flüssigkeit.

Sie folgen anderen durch einen langen Korridor.

»Was jetzt?«, schluchzt Józia.

»Ich weiß nicht. Aber egal, was kommt, streit nicht, kämpf nicht mit ihnen; versuch, unsichtbar zu sein, und tu, was dir gesagt wird.«